

Citation style

Mächler, Alina : Rezension über: Isabelle Schürch, Bischöfliche Botschaften. Missiven als Medien der spätmittelalterlichen Herrschaft (Biel 14.-16. Jahrhundert), München: UVK Verlag, 2022, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 74 (2024), 3, S. 478-480, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/9140e2444d18470cad01e5e7f0bdc164>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

faltet. Im karolingischen Dichterspiel habe letztere vor allem darin bestanden, über Briefgedichte trotz grossen Distanzen zwischen den Teilnehmenden des Spiels Zugang zum König und dem Hof zu suchen und zu bewahren (S. 295). Um diese Funktion zu erfüllen und auch den nicht zu vernachlässigenden künstlerischen und unterhaltenden Dimensionen (S. 296–298) gerecht zu werden, sei ein gemeinsames Wissen als Bezugsrahmen unerlässlich gewesen (S. 298–305). Vor diesem Hintergrund seien die vielfältigen und detailreichen Verweise auf antike Texte sowie zeitgenössische Personen am Hof zu verstehen. Selbst gelegentlich vorkommende Ironie sei «als Spielzug gegen, mit und für [die] Mitspieler» (S. 312) zu verstehen. Schliesslich wird auch die Rolle des Königs im Dichterspiel näher betrachtet (S. 317–330). Dieser werde als Inspiration, Schiedsrichter und Schutzherr für das Dichterspiel inszeniert und im Gegenzug darin mit Panegyrik gewürdigt, die in ihrer doppelten Funktion «den König rühmen und ihn in seiner Rolle als *rex doctus* zeigen – und gleichzeitig ihn dazu auffordern [soll], diesem Bild zu entsprechen» (S. 324).

Diese Interpretationen sind insgesamt überzeugend und eröffnen einen vielversprechenden historiographischen Zugang zu gedichteten Quellen. Nichtsdestotrotz kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, dass Einiges etwas repetitiv ist. Dies betrifft einerseits die Präsentation der Interpretationen, andererseits und noch auffallender auch die Quellen und ihre Übersetzungen. Letztere werden nämlich ganze drei Mal abgedruckt: Zunächst zu Beginn jeder Fallstudie, sodann jeweils fragmentiert im Kommentarteil und schliesslich nochmals gesammelt als Anhang zur Studie. Gewichtiger als diese den Lesefluss kaum störenden Repetitionen und einige vernachlässigbare Mängel in der Redaktion sind jedoch die Fehler, die sich bei den Abbildungen eingeschlichen haben. Die Behandlung der Figurengedichte, bei denen auch die visuelle Ebene bedeutungstragend ist, wurde zu Recht reichhaltig illustriert – nur stimmen leider gleich zweimal (S. 144 und S. 152) die Bilder nicht mit der Beschriftung und dem behandelten Gedicht überein. Das Anfertigen eines Abbildungsverzeichnisses hätte vielleicht geholfen, diese Fehler rechtzeitig zu bemerken. Stattdessen verfügt das Buch über drei hilfreiche Register zu Textstellen, zu Namen von Personen und Figuren sowie zu Orten.

Es ist zu hoffen, dass die besprochene Arbeit weitere Studien zu mittelalterlichen Gedichten aus sozialhistorischer Perspektive zu inspirieren vermag. Insbesondere dank den Übersetzungen und der anregenden Begrifflichkeit wird Schmalholz' Arbeit jeden künftigen Einstieg in die Materie erleichtern.

Alexander Winkler, Köln

Isabelle Schürch, **Bischöfliche Botschaften. Missiven als Medien der spätmittelalterlichen Herrschaft (Biel 14.–16. Jahrhundert)**, Konstanz: UVK 2022, 306 Seiten.

Isabelle Schürch setzt sich in ihrer Zürcher Dissertation intensiv mit der Textsorte der Missiven auseinander, die in Archiven teils als «unnütze Papiere» (S. 11) katalogisiert sind, jedoch einen Fundus an Alltageinblicken und aufgearbeitet eine Grundlage für differenzierte Forschungsfragen bieten. Gegenstand der Arbeit ist die Briefkorrespondenz des Basler Bischofs und der Stadt Biel der Jahre 1380 bis 1527. Die Autorin versucht, diese Missiven ganzheitlich als Medienensemble zu fassen und darin Formen der spätmittelalterlichen Herrschaftspraxis sichtbar zu machen.

Der einleitende Teil der Untersuchung, der sich mit der Missive als Schriftstück auseinandersetzt, bietet eine sehr detailliert aufgearbeitete Textsortenbeschreibung und -einordnung. Als Zugang zum Gebrauchsverständnis der Missiven bedient sich Schürch der

Eigenbezeichnung «Missive» in der Zeit zwischen Ende des 14. Jahrhunderts und dem frühen 16. Jahrhundert. Sie differenziert die drei Begriffe *brief* (Objekt), *schrift* (textueller Inhalt) und *scriben* (Kontinuität, Schreiben davor oder danach). Sie folgt damit der allgemeinen Forschung, wonach die mittelalterliche Eigenbezeichnung als Verweislogik fungierte.

Daraufhin weitet sich der Blick auf die Verschränkung von Schriftlichkeit und Amt. Der Fokus liegt hier auf der Adressierungsstruktur der Missiven sowie auf der Bieler Administrationskultur. Schürch erfasst und diskutiert die entsprechenden Ämter sowie Gremien als Briefsteller wie auch Adressaten. Sie wirft die Frage auf, wie sich das Amtsverständnis der Akteursgruppen im Laufe der Umstellung auf «schriftlich vermittelte Kommunikation unter Abwesenden» (S. 131) veränderte. Als eines der zentralen Argumente zur Beantwortung dieser Frage nennt Schürch die Konstitution sozialer Ordnung durch Darstellungsformen und Repräsentationsmuster. Die Akteure Meier und Rat seien in ihrem Amt nicht mehr nur als übergeordnete Instanzen mit «jährlichem Schwur und kontinuierlichen Tätigkeiten» (S. 190) zu definieren, sondern hätten mit dem entstehenden Schriftgut eine abstrakte Bezugsgrösse geschaffen, die Kontrolle gestattete. Das Verhältnis zwischen Herrschaftsausübung und der medialen Form ihrer Vermittlung zeigt sich laut Schürch unter anderem in der konstanten Adressatenausrichtung der Missivenkorrespondenz, die als Konsens mit unterschiedlichen semantischen Registern funktionierte und im Idealfall gemeinsame Bezugspunkte bot. Bei Konflikten wurden hingegen kleine Ungereimtheiten im Text gezielt genutzt, um Handlungsspielräume auszuloten. Die Rahmenbedingungen der herrschaftlichen Kommunikation seien ferner eher an abstrakten Leitnormen und allgemeinen Rechtsvorstellungen als an konkreten Handlungsanweisungen abzulesen.

Diese theoretischen Zugänge unterfüttert Schürch mit zusätzlichem Quellenmaterial und anschaulichen Beispielen. So wird beispielsweise die konstante Schnittstelle zwischen Biel und dem Bischofshof anhand des Meiers Reinhard von Malleray (1390–1405) als auch den zugehörigen Einträgen in Eid- und Stadtbüchern sowie Ratsprotokollen illustriert.

Ausgearbeitet wird die Untersuchung mit der Einbettung der Missive als Werkzeug im erweiterten Kommunikationsumfeld. Den Fokus legt Schürch dabei vor allem auf das Konzept der «Botschaft», zusammengesetzt aus dem Boten, dem Brief als materielles Objekt und dem textuellen Inhalt. Sie streicht heraus, dass gerade auch der serielle Charakter der Missiven die Herrschaft als soziales System förderte, da auf Missiven in irgendeiner Form immer geantwortet werden musste, zumal der Bote die Erwartbarkeit der Antwort erhöhte.

Im 15. Jahrhundert sei dann zunehmend von den Landesherren auf Delegation und somit auf Botschaften gesetzt worden, denn zur «Botschaftsübermittlung und -vermittlung leisteten Missiven einen konstitutiven Beitrag, indem sie das jeweilige Kommunikations- und Interaktionssetting vorbereiteten und nachhaltig mitstrukturierten» (S. 258). So könne bei Konfliktlösung und Entscheidungsfindung trotz der Abwesenheit der Herrscherpräsenz von einer «Anwesenheitsgesellschaft» gesprochen werden. Herausgehoben hat Schürch hierfür das Beispiel des Empfehlungsschreibens, das den Brief mit dem Überbringer als *zoiger diss briefs* in ein direktes Verhältnis setze und Legitimation und Glaubwürdigkeit herstellte, indem ein Rahmen von «Gehörfinden» geschaffen wurde. Den landesherrlichen Subjekten eröffnete sich die Möglichkeit, kommunikativ an Entscheidungsprozessen teilzunehmen.

Die Missivenkorrespondenz formte sich vor allem auch um die Tagsatzungen als deren Koordinations- und Strukturierungsmedium. Die Missiven evozierten somit regelrecht eine Anschlusskommunikation.

Mit ihrer Studie ist Schürch eine äusserst reflektierte Untersuchung zum Wandel des Verhältnisses von Präsenz und Absenz in der Herrschaftspraxis in der spätmittelalterlichen Missivenkorrespondenz des Basler Bischofs mit der Stadt Biel gelungen. Anhand der zusätzlichen Auseinandersetzung mit Kanzleiakten (Eidbücher, Ratsprotokolle und Stadtbücher) wurden Rückschlüsse auf den städtischen Legitimationshorizont und die Amtspraktiken nachvollziehbar. Zudem wird der Rat als Kollektivakteur und der Meier als lokaler Repräsentant des Bischofs herausgearbeitet. Schürch zeigt mit ihrer Dissertation, dass die Flexibilität der Missiven eine immer verfügbare Adressierbarkeit gewährleistete, die an der Herrschaft beteiligte Akteure integrierte und strukturierend auf die Herrschaftsausübung wirkte.

Alina Mächler, Zürich

Jean Wirth, *La sorcellerie et sa répression en Europe*, Genève: Droz, 2023, 184 pages.

L'ouvrage de Jean Wirth réinterroge les explications causales d'un double phénomène majeur de l'histoire européenne: la sorcellerie et sa répression. La méthode alliant histoire intellectuelle, philologie et longue durée fait l'originalité de cette recherche. Dense et précise, elle bat en brèche plusieurs préjugés et raccourcis historiographiques, dont la réduction des facteurs causaux du phénomène étudié à la notion confuse de «croyance» (p. 7). Ce faisant, l'auteur déplace la focale historiographique dominante en se concentrant davantage sur les idées et pratiques que sur les représentations sous-tendant la sorcellerie et la chasse aux sorcières. L'intérêt principal de cette lecture réside dans sa problématisation de la diachronie. En prenant la longue durée comme échelle d'analyse, Jean Wirth met en perspective son objet de façon approfondie et l'aborde sous un nouvel angle.

Partir de l'Antiquité permet, comme le remarque l'auteur, de circonscrire la matrice conceptuelle et contextuelle des enjeux étudiés. Il met en évidence trois invariants concernant l'histoire européenne de la sorcellerie: 1. La différence de nature et de statut juridique entre la magie et la sorcellerie; tantôt bénéfique, tantôt maléfique, la première est généralement tolérée par les autorités judiciaires; la seconde est intrinsèquement négative et continuellement criminalisée (p. 15). 2. La dimension genrée de cet illégalisme attribué majoritairement à des femmes selon un «biais misogynie» (p. 37). 3. la typicité d'une affaire de sorcellerie, laquelle fait toujours intervenir trois protagonistes: la personne accusée de sorcellerie (la plupart du temps une vieille femme isolée socialement), la personne prétendant en être victime (homme ou femme) et le «devin guérisseur» ayant participé à la révélation des ensorcellements frappant la prétendue victime (p. 57).

La période médiévale, dont Jean Wirth reste l'un des meilleurs historiens d'art, forme le pivot argumentatif du livre. S'origine en elle la transition du rapport des sociétés européennes à la sorcellerie. Formulée dans le canon *Episcopi* qui la qualifie de superstition (*incredulitas*, p. 40), l'interdiction de la croyance aux «chevauchées nocturnes» (p. 45) dénote selon Jean Wirth le scepticisme voire l'incrédulité des médiévaux quant à la réalité factuelle de la sorcellerie. Sabbat, vol nocturne, théranthropie restent envisagés pendant l'essentiel de la période comme des résidus du paganisme, des fictions infondées ne visant qu'à démontrer «l'impuissance des sorciers» (p. 29) face aux volontés divines, comme par exemple dans les *Tempestaires* d'Agobard (p. 26). Ainsi, Haut Moyen-Âge et Moyen-